

Dramatische Rundschau

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **22 (1918)**

PDF erstellt am: **16.04.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Strophe weicht von der Wiedergabe in Otto von Greiner's „Röseligarte“ ab.

Die Arbeit über Jneichen ist ebenfalls durch ein sehr gelungenes Bild des „alten Sepp“ bereichert. Weitere Beilagen sind das bekannte Studentenlied „Si hend de Bee-reli is Nexame gno“, das der Luzerner Professor Eduard Pfyster (1800—1888) gedichtet hat, in drei Variationen, und das Luzerner „Junkerlied“. Dieses bissige Spottgedicht

stammt aus der Feder unseres Rüttlied-Dichters Dr. med. Johann Georg Krauer. Es ist das einzige mundartliche Gedicht Krauers und wurde erst im Nachlaß seines Stiefbruders Dr. med. Josef Krauer, † 1876, gefunden.

Einige „Witz- und Spitzreden“ aus dem Luzernischen, die aber der Verfasser weder für den Kneip- noch für den Familientisch bestimmt haben will, schließen die fleißige Arbeit.

Dr. Karl Sch. Reinacher, Roggwil.

Dramatische Rundschau II.

Das Schauspiel des Zürcher Stadttheaters entfaltete in den letzten Wochen vor den Ferien noch eine recht lebhaftige Tätigkeit.

Außer einigen Klassikervorstellungen, die sich sehen lassen konnten — man gab z. B. Schillers „Fiesko“ in neuer und reicher Inszenierung, Else Heims vom Berliner Deutschen Theater spielte die Iphigenie mit tiefer Beseelung und entwickelte als Minna von Barnhelm eine entzückende

Liebenswürdigkeit, zu Shakespeares „Was ihr wollt“ hatte man sich in dem Münchner Hofschauspieler Friedrich Basileinen mit allen Humoren geladenen Junker Tobias verschrieben — brachte es nicht weniger als fünf neue oder in Zürich noch nicht gespielte Werke heraus, griff kühnen Muts gar nach der „Antigone“, vergriff

sich jedoch in kaum faßbarer Weise am Sophokleischen Geiste. Zwei Komödien, die diesen Titel nicht zu Unrecht führen — denn sie heben sich in mancher Hinsicht über vieles hinaus, was unter dieser Flagge segelt — verdienen eine kurze Erwähnung. Die eine, „Die Straße nach Steinach“ von Wilhelm Stüdtgen stellt in die Mitte der Handlung ein weibliches Wesen, in dem jede Gefühlsregung erstickt wird durch kalt berechnende Vernunft. Sie kann nicht anders, sie ist unfähig, sich irgendwelchen Träumen und süßen Empfindungen hinzugeben, die „praktische Vernunft“ wischt alle Illusionen aus. Die Männer umschwärmen sie, verbrennen sich die Flügel; sie aber, über eine kleine Gefühlsverwirrung alsbald siegend, reicht dem millionenschweren Bewerber die Hand, leidenschaftslos, wie man ein Geschäft abschließt, und folgt ihm auf die mit Goldstücken gepflasterte „Straße nach Steinach“. Man be-

obachtet mit Interesse, wie der Verfasser diesen komplizierten Charakter entwickelt und wie er bestrebt ist, selbständig zu sehen und zu gestalten.

Wenn etwas nicht als befriedigend empfunden wird, so ist es die psychologische Durcharbeitung, die nicht lückenlos genug ist, um völlig zu überzeugen. Mehr noch als diese Komödie ist die zweite „Der Schrittmacher“ von Overweg und Ritschl auf eine einzige Figur gestellt. Kontraste, Verwicklungen fehlen fast gänzlich, das Stück ist im Grunde eine einzige große Soloszene des Sekretärs Buntsch, der nach vierzigjähriger bescheidener Beamtenlaufbahn durch Zufall und Mißverständnis plötzlich in die Lage versetzt wird, seine im Lauf der Jahre durch stilles Studium erworbenen, aber von dem



Josef Jneichen,
genannt „Der alt Sepp“ (1745—1818).

ihm tief im Blut sitzenden Beamtengerhorsam stets unterdrückten Ideen über Sozialpolitik in die Tat umzusetzen. Gar seltsame Blüten treibt seine Phantasie, Verordnung über Verordnung folgt, Güte, Idealismus und Narrheit mischen sich auf seltsame Weise, die ganze Verwaltungsmaschine gerät ins Stocken; aber trotz seiner Ueberspanntheit ist dieser Graukopf, in dem das Feuer eines Jünglings lodert, eine liebwerte Persönlichkeit, ein fesselndes und unterhaltendes Charakterbild. — Es folgte ein Schwanf von Paul Altheer, „Der Sprung ins Wasser“. Mit leichtem Humor und einer etwas weitgehenden Sorglosigkeit schildert der Verfasser die Erlebnisse eines jungen Mannes, der, ein Idealist und Optimist, frisch und fröhlich in den Tag hineinlebt. Der liebe Gott hat Wohlgefallen an dem Jüngling: er läßt ihn einen fecken Sprung ins Wasser tun und einem reichen „älteren“ Herrn das Leben retten. Durch

diese Tat erwirbt sich der Glückliche die einträgliche Stelle eines Geheimsekretärs bei besagtem Herrn und erhält dadurch die Möglichkeit, seine resolute Grethe heimzuführen. Wozu ein solcher Wasserprung im weitem gut ist, zeigt der Schluß: drei glückliche Paare hat das feuchte Abenteuer geschaffen. Was will man mehr?

In die reinen Regionen des Geistes führt Albert Steffens „dramatische Vision“ „Die Manichäer“. Wer Steffens Roman „Die Erneuerung des Bundes“ kennt, kennt auch die Ideen, die in den „Manichäern“ die leitenden Kräfte sind; was dort schildernd und erzählend ausgeführt wird, hat hier dramatische Gestalt gewonnen. Aus den Niederungen ist das Volk der Manichäer durch unablässiges Ringen emporgestiegen zu einem gottähnlichen Dasein, auf lichten Höhen wohnen sie, von der Sonne Glanz umschienen. Aus der Tiefe, aus sumpfigem, schwülem Gelände stürmt das „Eroberer-volk“ gegen sie an; aber seine Kraft erlahmt, da in ihm der alles überwindende Geist nicht lebt und Irdisches es in Bande schlägt. Nicht die Vernichtung dieses von Krankheit, Wohlleben und wilden Leidenschaften durchseuchten Volkes ist der Manichäer Ziel und Wille, sondern es zu läutern, durch die Kraft der Liebe zu sich emporzuziehen. Ein Jüngling löst sich aus der hehren Schar und steigt hinab in die Niederung, zu Haß und Elend. Ein Heiland weilt er unter den Verkommenen und Siechen, lehrt sie die Macht des Geistes, der über den Tod triumphiert, daß sie zu lächeln vermögen in ihrem tiefen Elend. Durch seinen Edelmut bezwungen, entsagt die Königin allen irdischen Begierden und will fortan der edeln Tat sich weihen und das Land „zu einem Sammelort der Wahren, Treuen, Liebenden gestalten“. Nachdem des Jünglings Sendung vollbracht ist und das Eroberer-volk geläutert zu den Höhen strebt, steigen die strahlenden Gestalten der Manichäer hernieder und nehmen die Erlösten in ihre Reihen auf. Von einer hohen sittlichen Idee ist das Werk getragen. Liebe, Erbarmen, Selbstaufopferung predigt jede Szene, jeder Vers. Aus inbrünstiger Seele quellen die Worte. Und deshalb steht man vor dem Werke in stiller Ehrfurcht. Aber Ehrfurcht ist es letzten Endes nicht, was uns eine Dichtung abgewinnen soll, sondern Liebe. Sie soll uns ergreifen, erfüllen, zum Miterleben zwingen. Und das vermag Steffens Drama nicht. In allen seinen Gestalten ist etwas Abstraktes und Blutleeres. Wenn die Idee statt lebensvoller Charaktere ein Drama bestimmt, so mag man hören, vielleicht

auch bewundern, wird aber niemals im Innern getroffen sein, es sei denn, daß die Idee mit hyklopischer Wucht herausgeschleudert ist wie in Unruhs „Geschlecht“. Aber das ist wiederum Steffens Sache nicht: seine Sprache ist edel und schön, ihr fehlt jedoch die zündende Kraft. Und zieht man ferner in Betracht, daß die psychologische Motivierung, die Durchführung der Uebergänge sehr oft keineswegs überzeugen kann, so vermag man über den Eindruck, daß bei dem Dramatiker Steffen ein Mangel an Gestaltungskraft vorhanden ist, nicht hinauszukommen. Steffen war der fünfte Schweizer Dichter, dem in der letzten Spielzeit das Wort erteilt wurde. Die Klage, daß die Direktion den schweizerischen Dramatikern nicht den gebührenden Platz an der Theaterszene einräume, dürfte, wenigstens für die letzte Saison, nicht berechtigt sein. Wenn der Erfolg im ganzen nicht derart war, wie wir es gerne gewünscht hätten, und wenn bei der Uraufführung eines Dramas Steffens, der unter den Schweizer Dichtern als einer der eigenartigsten und bedeutendsten gilt, im Theater gährende Leere herrscht, so liegt die Schuld dafür sicherlich anderswo als bei der Theaterleitung.

Eine Wedekind-Gedächtnisfeier bildete den Schluß der Spielzeit. Man gab zusammen mit dem schon öfters gesehenen „Kammer-sänger“ zum ersten Mal „Die Zensur“, eine „Theodicee“. Fürs erste aber ist das Stück eine Selbstverteidigung des Dichters, der sich hier leidenschaftlich gegen die oft erhobenen Vorwürfe zur Wehr setzt und dem klerikalen Herrn Zensor (und dem Zuschauer) auseinandersetzt, daß seine, die Dinge mit unerbittlicher Rücksichtslosigkeit und Schärfe bloßlegende Offenheit doch nichts anderes zum Ziel hat, als aus Sumpf und Elend herauszuführen, daß seine Sehnsucht ist, Irdisches und Himmlisches in schöner Harmonie zu vereinigen. Denn Buridan, der Literat, der für Wedekind spricht, schwankt, wie der bekannte Esel zwischen den Heubündeln, zwischen irdischer und himmlischer Liebe, Gott und Teufel hin und her. Und als die schöne Radidja aus dem Fenster springt, weil er sie, um ungestört seinen Ideen leben zu können, beiseite schiebt, fällt er erschüttert auf die Knie und ruft: „Unergründlich ist Gott!“ Das ist die „Theodicee“, die Rechtfertigung Gottes. Man lauscht mit beiden Ohren auf jedes Wort, folgt mit gespanntem Interesse den Auseinandersetzungen mit dem Zensor und der schönen Geliebten; schade nur, daß man auch diesmal, wie so oft bei Wedekind, kein klares und einheitliches Bild erhielt.

Emil Sautter, Zürich.